

Christiane Wirtz
Neben der Spur

Buch

Christiane Wirtz ist 34 Jahre alt, als plötzlich die erste Psychose bei ihr auftritt. »Schizophrenie«, lautet die Diagnose. Die sozialen Konsequenzen dieser Mischung aus Krankheitsfolgen, Unkenntnis und Ablehnung bekommt Christiane Wirtz grausam zu spüren. Sie verliert alles: Job, Freunde, Eigentumswohnung, Altersvorsorge. Darf die Gesellschaft zulassen, dass Patienten so tief fallen? Millionen Menschen in Deutschland sind von Schizophrenie direkt oder indirekt betroffen. Obwohl diese schwere Krankheit von großer Zerstörungskraft ist, wissen die meisten nur wenig über sie. Christiane Wirtz gibt Einblicke, wie sie durch ihre Krankheit abrutschte. Sie lässt Ärzte, Psychologen, Anwälte, Eltern und ehemalige Kollegen zu Wort kommen und fordert ein Ende der Diskriminierung.

Autorin

Christiane Wirtz, geboren 1966, ist Historikerin, freie Journalistin und unterstützt als systemischer Coach Menschen in Krisensituationen.

Christiane Wirtz

NEBEN DER SPUR

Wenn die Psychose
die soziale Existenz vernichtet
Eine Frau erzählt

GOLDMANN

Alle Ratschläge in diesem Buch wurden von der Autorin und vom Verlag sorgfältig erwogen und geprüft. Eine Garantie kann dennoch nicht übernommen werden. Eine Haftung der Autorin beziehungsweise des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist daher ausgeschlossen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

I. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe Oktober 2019

Copyright © 2018 der Originalausgabe:

Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH

Copyright © 2019 dieser Ausgabe: Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

nach einer Gestaltung von Ralph Schnarrenberger, Hamburg

Umschlagmotiv: Norman Wollmacher

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

GS · CB

ISBN 978-3-442-17830-8

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



INHALT

- Kapitel 1 **Das Ende** 9
- Kapitel 2 **Der Hintergrund** 16
- Kapitel 3 **Der Anfang** 23
- Kapitel 4 **Sarah** 29
- Kapitel 5 **Friesenplatz** 35
- Kapitel 6 **Vera** 43
- Kapitel 7 **Gegenwehr** 54
- Kapitel 8 **Krankschreibung** 69
- Kapitel 9 **Abwehr** 79
- Kapitel 10 **Abwehr II** 108
- Kapitel 11 **Wahlverwandtschaften** 116
- Kapitel 12 **Copypshop und Staatsanwaltschaft** 123

Kapitel 13	Rechtsanwalt	132
Kapitel 14	Israel	136
Kapitel 15	Rainer	154
Kapitel 16	Es wird eng	159
Kapitel 17	Rechtsanwalt II	171
Kapitel 18	Noch einmal das Ende: Klinik	178
Kapitel 19	Doch nicht das Ende: Bilanz	202
Register		217

*Dieses Buch ist auch gedacht
als eine Art Entschuldigung und Erklärung
für die Menschen, die ich verstört habe;
Dank an die,
die mir eine Hand gereicht haben.*

KAPITEL 1

Das Ende

Ein grauer Endnovembermorgen, kurz nach 8 Uhr. Bohrende Geräusche an der Eingangstür zu meiner Wohnung in der Kölner Südstadt, und, ehe ich mich aus dem Bett schälen kann in meinem Schlafzimmer, noch mehr Krach und plötzlich Menschen in meinem Wohnzimmer. Zwei Rettungssanitäter und der bösertige Typ von der Kanzlei, die meine sogenannte Betreuung übernommen hat. Der Mann, der mich in einer E-Mail als völlig irre und krank bezeichnet hat. Steht da, lange Haare und Hornbrille, und fordert mich ziemlich unsanft auf, sofort mitzukommen, ohne mir die Möglichkeit zu geben, meine Siebensachen einzupacken. Zeigt mir das Dokument des Amtsgerichtes, das diesen Eingriff legitimiert: Zwangseinweisung in eine psychiatrische Klinik. Ich protestiere. Ich sage ihm, dass ich nichts ohne meinen Anwalt tun werde und dass ich ihn jetzt anrufe. Ich wähle die Nummer meines Anwaltes, mit dem ich mich gegen die Betreuung wehren will und der meine zahlreichen Strafanzeigen unterstützen soll, erreiche aber niemanden. Ich bin total nervös, ratlos, sitze an meinem Tisch, noch im Pyjama. Die Sanitäter wissen nicht genau, wie sie sich verhalten sollen und beobachten mich. Der Mann mit der Hornbrille drängt. Ich versuche, so viele Dinge wie möglich zu packen, werde aber immer wieder von ihm dazu angehalten, mich auf das Allermindeste zu

beschränken und jetzt mitzukommen. Ich ziehe mir eine Hose und einen Pulli über den Pyjama und lasse mich wegführen.

Das ausgewechselte Schloss liegt auf dem Klavier, die Späne der Tür im Halbkreis auf dem Fußboden. Ich werfe einen letzten Blick auf meine Wohnung und ergebe mich immer noch nicht ganz in mein Schicksal.

Auf der Treppe versuche ich es wieder bei meinem Anwalt. Im Rettungswagen kommt schließlich eine Verbindung zustande. Wie so oft in den vergangenen drei Jahren tröste ich mich selbst, nachdem der Anwalt mir zugesichert hat, dass er mich in der Klinik aufsucht. Ich tröste mich mit der Hoffnung, dass sich doch noch alles aufklären und mir Gerechtigkeit zuteilwird. Ich spiele mit meinem Schlüssel und den wenigen Habseligkeiten, die ich in einer Tüte mitgenommen habe. Ich friere in dem Rettungswagen, aber die Fahrt dauert nicht lange. Das Stück Weg hätte man auch zu Fuß gehen können, denke ich, ehe der Wagen vor einem mehrstöckigen Haus zum Stehen kommt.

Dann noch zwei Treppen hoch, bis wir vor einer Tür anhalten, die von innen aufgeschlossen wird. Ich bin in einer geschlossenen Abteilung. Die Sanitäter und der Mann mit der Hornbrille verabschieden sich. In einem Ambulanzzimmerchen werde ich aufgefordert, persönliche Gegenstände abzugeben, und bekomme einen Raum zugewiesen, worin bereits eine Patientin untergebracht ist. Mein Raum hat die Nummer eins und liegt direkt neben dem Zimmerchen, das offenbar die Anlaufstelle für alle darstellt. Dort gibt es zu den Mahlzeiten Medikamente, dort ist immer jemand zu erreichen. Dort treffen sich die Ärzte und Pfleger.

Einer, Dr.P.¹, nimmt sich Zeit, sich meine Geschichte anzuhören. Und die geht in etwa so: »Das hier alles ist ein großes Missverständnis. Denn ich bin überhaupt nicht krank. Ich bin nicht krank, sondern ich bin jahrelang mit falschen Diagnosen als »psychisch krank« etikettiert worden und irrtümlich in eine Mühle hineingeraten. Ich wurde als Kind entführt und meiner tatsächlichen Eltern beraubt, in Berlin, denn ich bin eigentlich die Nichte von John F. Kennedy, mein Vater ist Mick Jagger. Fragen Sie nicht, warum das nicht richtig zusammenpassen will, wenn Sie in die Geschichtsbücher schauen, aber es ist so. Das Amtsgericht hat falsch entschieden. Haben Sie noch Fragen?«

Dr.P. hatte ein paar Fragen. Und nachdem ich Ende März 2016 entlassen wurde, gab es für mich selbst noch viel mehr Fragen. Oberflächlich war alles wieder in Ordnung. Ich war nicht mehr psychotisch, das heißt, ich war nicht mehr in meinem eigenen Wahngelände gefangen. Ich stand zwar unter Druck, weil meine Eigentumswohnung versteigert worden war und ich die Räume verlassen musste, ich stand unter Druck, weil ich meinen Arbeitsplatz verloren und meine Lebensversicherung aufgebraucht hatte, ich stand unter Druck, weil wohlmeinende, aber meiner Meinung nach ziemlich falschliegende

1 Ich habe versucht, so nahe wie möglich an den realen Ereignissen zu bleiben und die wesentlichen Punkte darzustellen, ohne zu viel zu verraten und damit einen gewissen Schutz über allzu persönliche Details zu legen, die mich und andere Menschen betreffen. Dr.P. hat wie viele andere hier in dem Buch einen anderen Namen. Dass die Interviewpartner (wie etwa Dr. Gunther Schmidt) mit ihren richtigen Namen auftauchen, ist die Ausnahme. Bei Personen, die Interviews abgelehnt haben, aus welchen Gründen auch immer, habe ich besonders versucht, keine Rückschlüsse auf die Identität möglich zu machen. Zur besseren Verständlichkeit und Leserlichkeit habe ich beim Zitieren aus Dokumenten Kürzungen vorgenommen.

Ratgeber in der Klinik mir eine Frühverrentung ans Herz gelegt hatten – und ich alles andere wollte, als nicht zu arbeiten. Aber ich war wieder in der »normalen« Welt. Ich hatte sogar einen neuen Job. Ich hatte trotz Schufa-Einträgen über meine Betreuerin eine Wohnung gefunden, war also nicht obdachlos.

Aber ich war tief gefallen. Im Prinzip lag mein Leben in Trümmern wie noch nie. Zwar hatte ich schon früher Psychosen gehabt. Aber sie waren nicht von so langer Dauer, es war immer jemand da gewesen, der mich irgendwie auch während der akuten Krankheitsphase erreichen konnte, so dass ich schließlich Medikamente nahm, was mich dann wieder die Wirklichkeit erkennen ließ. Ich hatte noch nie meine Arbeit verloren, war noch nie von sozialem Abstieg bedroht gewesen. Diesmal war es anders.

Ich hatte insgesamt zwei Jahre und einige Monate mehr oder weniger alleine in meinem Wahn gelebt. Viele Beziehungen sind in dieser Zeit zerbrochen, viele Kontakte abgebrochen. Noch in der Klinik, als mir langsam dämmerte, dass ich mich an kruden Illusionen festgehalten hatte, habe ich versucht, mich für mein Verhalten zu entschuldigen und abgerissene Fäden wieder aufzunehmen. Das Ergebnis war gemischt: Viele antworteten nicht, einige sagten explizit, dass sie nichts mehr mit mir zu tun haben wollten, andere waren völlig unvoreingenommen und gaben mir eine Chance: Sie akzeptierten, dass mein Verhalten während der Psychose etwas mit einer Krankheit, einer frühkindlichen psychischen Verletzung zu tun hatte, und gingen dann ganz ohne Vorbehalte wieder mit mir um. Das war meine Rettung.

Ohne diese positiven, winzigen Erfolge, ohne diese positive Rückmeldung durch andere Menschen hätte ich es nicht bis zu dem Punkt geschafft, an dem ich heute stehe. Zwar stehe ich

noch lange nicht dort, wo ich einmal war oder wo ich wieder hin möchte. Aber ich habe mich aufgerafft, zunächst unter Pseudonym und jetzt mit diesem Buch unter meinem richtigen Namen meine Geschichte zu erzählen. Es soll eine Einladung sein, sich mit diesem sperrigen Thema zu beschäftigen, darüber zu diskutieren. Je mehr es aus seiner Sonderecke herauskommt, je weniger es tabuisiert wird, desto einfacher ist ein Leben mit der Diagnose »psychisch krank«, desto besser können Betroffene, Angehörige, Freunde, Bekannte und Kollegen damit umgehen.

Denn ich habe schmerzlich feststellen müssen, dass eine große Sprachlosigkeit und Scham herrscht, wenn es um Psychosen geht. Viele Menschen haben eine Heidenangst davor. Es ist ein riesiger Unterschied, wie andere mit mir (und anderen Erkrankten wahrscheinlich) umgehen, je nachdem, ob sie von meiner Erkrankung wissen oder nicht. Dabei sind recht viele von Psychosen direkt oder indirekt betroffen, allein unter Schizophrenie leidet ein Prozent der Bevölkerung weltweit. Besonders kränkend ist es für mich, wenn ich gegen Mauern anrenne; wenn Menschen mich auflaufen lassen, das Gespräch mit mir verweigern – macht ja nichts, ist ja nur so 'ne »Bekloppte«.

Auf der anderen Seite: Wenn ich die Chance habe, anderen zu erklären, was da mit mir los war, dann reagieren die meisten positiv und mitfühlend. Also muss ich einfach nur meinen Beitrag dazu leisten, dass endlich Bewegung in dieses sehr zähe, schwere Thema kommt. Muss daran glauben, dass sich eine Gesellschaft auch in diesem Punkt fortentwickeln kann und wird.

Zunächst einmal gehört dazu die eben schon erwähnte breite gesellschaftliche Diskussion. Wenn sich alle – Betroffene, Angehörige, Freunde, Bekannte und Kollegen, Therapeuten und Ärzte, Personalverantwortliche sowie diejenigen, die bislang

nichts damit zu tun haben – beteiligen, können vielleicht Antworten oder zumindest Annäherungen gefunden werden auf die vielen Fragen, die psychische Krankheiten aufwerfen. Eine Krankheit wie die Schizophrenie bringt nämlich zurzeit noch so viele Belastungen mit sich, dass es nur sehr schwer möglich ist, sie auszuhalten und zu stemmen. Wenn jetzt etwa wenigstens die Stigmatisierungen abnehmen würden, wäre das ein Fortschritt, der Betroffenen ihr Leben erheblich erleichtern könnte. Das wäre ein Anfang, der vieles in Bewegung bringen könnte.

Und ich gehe noch ein bisschen weiter: Es gehört ein frischer Wind auch in die Praxen der niedergelassenen Psychiater und in die Kliniken. Dort haben sich Verhärtungen eingenistet, zumindest teilweise, die ebenfalls kontraproduktiv für den Heilungsprozess sind oder, um es anders zu formulieren, für den Prozess, der sich in Richtung Heilung bewegen könnte.² Ein frustrierter Psychiater wird wohl kaum in der Lage sein, mit einem ebenfalls frustrierten Patienten Perspektiven zu erarbeiten. Viele haben angesichts der Schwere der Krankheit und der Anfälligkeit für Rückschläge, die Menschen mit Psychosen aufweisen, kapituliert. Das darf nicht sein. Psychisch Kranke sind nicht der Bodensatz der Gesellschaft, den man aussondern darf.

Ich bin Historikerin. Psychisch Kranke waren die erste Opfergruppe, die von den Nazis zu Versuchszwecken vergast und entsorgt wurden. Es wäre meine große Hoffnung, dass auch diese »Gruppe« eine Chance bekommt, alte, miesige Vorstellungen über sich in die Mottenkiste der Geschichte zu verbannen.

2 Ich bin so vorsichtig, weil etwa Schizophrenie von einigen als unheilbar angesehen wird.

Was, wenn die Forschung mehr Mittel ausgibt, um Medikamente zu entwickeln, die kaum noch Nebenwirkungen haben, wenn endlich allgemein anerkannt wird, dass Psychotherapie doch einen Beitrag zur Verbesserung der Krankheit leisten kann, wenn psychisch Kranke dann eine Perspektive bekommen und sie die Tabletten weniger ablehnen, wenn die Gesellschaft mit Psychosen umgeht wie mit Diabetes? Und sich die Betroffenen in deren Mitte fühlen? Und das alles im Vergleich zu Zwangssterilisierungen und Elektroschocks als Behandlungsmethode noch vor gar nicht allzu langer Zeit? Wie schön wäre das?

Das ist wahrscheinlich viel zu hoch gegriffen. Im Moment noch. Das heißt aber nicht, dass es nicht irgendwie losgehen oder weitergehen muss. Der Schriftsteller Thomas Melle hat es vor zwei Jahren mit seinem Roman »Die Welt im Rücken« ganz mutig vorgemacht (und andere, etwa Dorothea Buck, haben das früher auch schon getan). Er hat mit seinem Namen zu seinem seltsamen Verhalten während seiner Psychose gestanden und es zu erklären versucht. Ich möchte jetzt das Thema journalistisch und unter Beteiligung einiger Leidtragender und Beobachter anpacken. Ich habe mich dazu entschlossen, aber noch ein wenig Angst.

Was wird diese Veröffentlichung für meinen weiteren beruflichen Weg bedeuten? Was, wenn ich wieder meinen Job verliere, was, wenn Personaler mich, wenn ich mich künftig bewerbe, aussondern? Was, was, was ...?

Aber es hat keinen Zweck. Angst überwinden. Meine Geschichte erzählen. Hier ist sie.

KAPITEL 2

Der Hintergrund

Es ist Montag, der 27. November 2017. Vor fast genau zwei Jahren, am 24. November 2015, ebenfalls einem Montag, bin ich in eine psychiatrische Klinik in der Kölner Südstadt zwangseingewiesen worden. Es ist mieses Wetter wie wahrscheinlich damals auch, bedeckter Himmel und Regen, heute Morgen bin ich auf dem Weg von meiner neuen Arbeitsstätte zum Auto jedenfalls nass geworden. Ich will mich aufmachen zu der ersten Station meiner Reise in die Vergangenheit und zu Orten, die besonders mit meinem Wahn in Verbindung stehen. Mir ist mulmig zumute. Wobei das überhaupt nur einen Bruchteil dessen ausdrückt, was ich empfinde. Ich möchte zu Fuß gehen, was möglich ist, weil meine alte und meine neue Wohnung nur wenige Kilometer entfernt sind. Doch ich zögere. Ich will nämlich versuchen, meine Nachbarn in meiner alten Wohnung zu befragen. Meine alte Wohnung ist zwangsversteigert worden. Die Nachbarn, die heute noch eine Etage unter ihr leben, haben sie ersteigert. Ich begeben mich gedanklich zurück in meine alte Wohnung. Ich schäme mich. Meine Nachbarn waren diejenigen, die von meinem Wahn am meisten und dauerhaft und unmittelbar betroffen waren. Sie haben mich am Fenster gesehen, wenn ich getanzt habe, sie haben mich gehört, wenn ich die Musik laut gemacht habe. Sie haben mich am Briefkasten und

im Aufzug getroffen und waren dabei, wenn ich aus seltsamen Gründen wertvolle Dinge in den Abfall geworfen oder als Sperrmüll vor die Tür gestellt habe.

Ich habe sie beschimpft und angepöbelt. Einer Nachbarin – die, die im Stockwerk über mir gewohnt hat – habe ich schon so etwas wie eine Entschuldigung gegenüber aussprechen können. Ich habe sie bei meinem Zahnarzt zufällig getroffen. Die Nachbarn, die meine Wohnung ersteigert haben, habe ich ebenfalls bereits nach dem Klinikaufenthalt gesprochen und ihnen mein Bedauern ausgedrückt. Sie waren verständnisvoll. Das ist aber rund anderthalb Jahre her. Ich wühle im Staub, der sich gnädig auf meine Erinnerungen gelegt hat.

Unter dem Staub liegt eine wunderschöne, etwa 70 Quadratmeter große Eigentumswohnung, die ich im Herbst 2012 bezogen und gekauft hatte. Ein Loft mit zwei gegenüberliegenden Fensterfassaden, einem Balkon, einem Schlaf- und Badezimmer und einem riesigen Wohnküchenbereich. Es war die als verdient empfundene Krönung nach einer Zeit von Anstrengungen, die ich hinter mich gebracht hatte, seitdem ich 2010 nach Köln gekommen war. Ich glaubte mich beruflich einigermaßen fest im Sattel, ich hatte erste Kontakte und sogar ein paar Freundschaften geknüpft. Ich war fast so etwas wie glücklich und zufrieden. Das konnte ich bislang eigentlich nicht.

Mein altes Leben, mein alter Arbeitsplatz lagen bleiern, aber überwunden, so schien es, hinter mir. Denn ich hatte schon vier Psychosen erlebt. Und krank werden und wieder zurückkommen mit dem Etikett, dass man nicht alle Tassen im Schrank hat, ist nicht schön. Zumindest kam mir mein Leben damals nicht schön vor. Ich wollte nicht, dass mich jemand schräg anguckt. An meinem Verstand zweifelt, auf den ich doch so stolz war, der

mich in meinem Leben schon so oft gerettet hat. Der mich in der Schulzeit zum altklugen Liebling der Lehrer gemacht und später eine Eins im Examen hat einkassieren lassen. Der war nur noch halb so viel wert mit der Diagnose »schizophren«. Ich glaubte mich insgesamt nur halb so viel wert.

Aber in Köln nahm mein Selbstbewusstsein Fahrt auf. Ich machte gegenüber Menschen, denen ich wirklich näherkam, keinen Hehl daraus, dass etwas massiv Verstörendes in meinem Leben passiert war. Ich deutete sogar an, dass ich psychisch krank gewesen war. Meistens wollten meine Gegenüber aber gar nicht auf die ganz heiÙe Fahrte aufspringen und sich lieber mit etwas so Diffusem wie »Burnout« abspeisen lassen, so dass ich gar nicht in Verlegenheit kam zu sagen, ich sei mit einer anderen Diagnose behaftet, nämlich »schizophren«. Viele wollten gar nicht mehr wissen. Und ich wollte erst recht nicht mehr erzählen.

Es war und ist eben alles peinlich. Ich drücke das jetzt so diffus und allgemein aus, wie ich diesen Wust aus bewussten und unbewussten Gedanken und Gefühlen nur ganz vage anpacken wollte. Ich mochte ihn gar nicht näher beschreiben. Denn als Nebel ist er angenehmer, weil ohne Schärfe und Unerbittlichkeit. Er ist mit Scham behaftet, mit Angst und dunklen Ecken. Mit unglaublicher Schwere. Und es war und ist ein Kampf, sich diesem Wust zu stellen.

Was muss ich hinnehmen und akzeptieren, und in welchen Beziehungen lohnt es, sich zu wehren und aufzubegehren? Es ist nicht nur ein Kampf mit dem Außen natürlich, sondern ein großer Kampf mit sich selbst. Dass ich spüren musste, mir eingestehen musste, ich bin nicht normal. Ich meine: Was ist schon normal? Aber das, was ich mache, wenn ich psychotisch bin,

ist schräg, ist bizarr, ist abstoßend vielleicht sogar. Freundlich und gütig betrachtet ist es möglicherweise lustig, aber es ist einfach neben der Spur, nicht im Lot, nicht im Durchschnitt, nicht in der Gesundheit, nicht im Maß und nicht in der Welt, die die Allgemeinheit im Konsens als »wahr« und »real« auffasst. Da kann man jetzt über die Relativität dieser Sichtweise lange diskutieren, es ändert nichts an der Tatsache, dass meine Welt, wenn ich irre bin, eben nur meine ist. Und das ist traurig. Da bin ich dann kaum noch herauszuholen. Das gehört zum Krankheitsbild.

Doch zurück zu meiner schönen Wohnung und zu den Anfängen dessen, was zu dieser letzten, langen Psychose, zu diesem letzten fast zweieinhalb Jahre dauernden Ausnahmezustand geführt hat. Ich lebe also zum ersten Mal in meinem Leben eine Postkartenvorstellung meiner selbst. Ich wohne in dieser schicken Wohnung, habe einen schicken Arbeitsplatz und habe schick abgenommen, weil ich mich dazu durchringen konnte, viel Sport zu machen, und weil ich die Tabletten, die ich regelmäßig und dann wieder unregelmäßig zu mir genommen habe, schon auf ein Minimum reduziert habe. Ich fühle mich fast so wie mit Anfang/Mitte dreißig vor meiner ersten Psychose, als mein Leben noch eine normale Zukunft zu haben schien und mit lauter Möglichkeiten ausgestattet war. Ich habe Perspektiven. Ich will Coach werden. Ich will noch ganz viele Sachen ausprobieren. Tanz. Malen. Musik. In meiner neuen Wohnung hat mein schwarzlackiertes Schimmel-Klavier einen wunderbar kitschigen Platz bekommen vor einer magentafarbenen Wand, die von zwei Kerzen nachahmenden Kronleuchtern erhellt wird. Ich bin endlich der von mir als so beengend empfundenen Umklammerung durch meine Familie und später durch meinen

früheren Lebensgefährten entronnen. Glaube ich. Hoffe ich. Jetzt kann ich noch einmal ganz neu anfangen und habe Chancen wie andere auch. Was andere nicht elektrisiert, weil es normal für sie ist, bringt mich in Hochstimmung. Ich habe sowieso eine Sonnenkindseite, und dieses Sonnenkind grinst zu dieser Zeit breit von einer Backe zur anderen.

Doch eine andere Seite schleicht schon langsam um die Ecke. Wo hört die Hoffnung auf und fängt die Selbstüberschätzung an? Ich hatte lange Zeit nichts mehr mit Psychosen zu tun gehabt, hatte mich in Büchereien von Literatur über alle möglichen Krankheiten gestürzt, wollte selbst Coach werden und dachte, schon allein das mache mich gesund. Noch heute glaube ich, und werde darin von gut meinenden Psychiatern und Therapeuten unterstützt, dass grundsätzlich nichts dagegen einzuwenden ist, Tabletten abzusetzen beziehungsweise auszuschleichen. Den angeblich so typischen Verlauf der Krankheit »Schizophrenie«, den gibt es nämlich kaum, die Übergänge zu anderen psychischen Krankheiten sind fließend, und wer es geschafft hat, nach einer Psychose tablettentfrei zu sein, der wird alles dafür tun, dass bloß niemand etwas von vergangenen Diagnosen erfährt. Sprich: Der hängt das nicht an die große Glocke, so dass öffentlich nicht am Schizophrenie-Unheilbarkeitsdogma gerüttelt wird. Der hält vielleicht lieber seinen Mund und freut sich, dass er endlich normal leben kann.

Die andere Seite schleicht sich also heran. Was heißt das genau? Das bedeutet, dass die Leichtigkeit langsam, aber zunehmend von Hindernissen beschwert wird. Ich finde keinen Psychiater in Köln, mit dem ich mich verstehe, dem ich vertraue, mit dem ich mich hätte einigen können, dass wir gemeinsam die Tabletten ausschleichen, was dann eine ständige engma-

schige Konsultation notwendig gemacht hätte. Mein ehemaliger Psychiater verschreibt mir im August 2012 die letzte Großpackung »Abilify«, die ich dann bis zum Frühjahr 2013 so zu mir nehme, dass ich nur noch mit geringsten Dosen auskomme. Ich bin in die schöne, neue Wohnung umgezogen, aber das Haus ist noch nicht fertig, ein einziger Krach, den ganzen Tag lang. Ich bin genervt.

Bin ich nervöser, als das andere in meiner Situation gewesen wären? Ich weiß es nicht. Hinzu kommt finanzieller Druck. Ende des Jahres zeichnet sich ab, dass ich die teure Coaching-Ausbildung zumindest unterbrechen muss, ich habe kein Stipendium von der privaten Hochschule, an der ich studiere, erhalten. Ich kann mir die Studiengebühren nicht leisten, komme schon mit den Raten für die Wohnung leicht in die Bredouille. In genau dieser Situation entschließt sich mein Arbeitgeber, mich weniger einzusetzen, das heißt, mich weniger zu bezahlen. Ich habe zwar einen Vertrag und bin eigentlich fast jeden Tag dort, aber ich werde nicht immer gleichmäßig eingeteilt. Das macht mich ebenfalls nervös und genervt. Ich versuche verzweifelt, an Geld heranzukommen, bin aber erfolglos beziehungsweise weiß nicht, wie.

In dieser Situation treffe ich auch noch einen Mann. Könnte ja eine gute Sache sein, die mich stabilisiert. In meinem Fall ist das eher ein riskantes Unterfangen. Ich falle einem Hai in die Hände, damit meine ich, er sieht mich, er beißt zu, er reißt ein Stück raus und verliert dann sofort das Interesse. Ich kann gar nicht so schnell denken, geschweige denn fühlen wie er, ohne Ehering, von »verliebt« auf »bin verheiratet« auf »schlechtes Gewissen« und schließlich auf »Wir müssen das beenden« umschaltet. Ich will es nicht kapiieren. Der Mann hat wahrschein-

lich selbst jede Menge Probleme, aber auch dafür habe ich keine Kapazitäten in dieser Zeit. Unterm Strich fügt es meiner schönen neuen Welt einen weiteren Todesstoß zu. Wenn das schon wieder nicht klappt, sind meine Hoffnungen auf eine zu meiner neuen Existenz passende Beziehung dann nicht zu erfüllen? Wie lange soll ich noch auf einen stabilen, aber gleichzeitig mir Freiraum lassenden Partner warten? Mit 47 Jahren?

Ich klaube mein letztes Geld zusammen und fahre über Ostern nach Frankreich in die Normandie. Ich tagträume, dass alles ein gutes Ende nehmen, dass da noch jemand anderes kommen wird. Ich kehre zurück, aber da sind nur all die fiesen Probleme, die vorher schon da waren, nur drängender. Noch weniger Geld, weniger Arbeit, meine Bitten, dies doch zu ändern, ohne Wirkung. Der Lärm der Handwerker, die ununterbrochen, auch mittags, an meinen Nerven sägen, erscheint mir lauter. Ich will mich nicht geschlagen geben. Ich nehme Urlaub, um mit dem Urlaubsgeld operieren zu können, zermartere mir den Kopf, wie ich meinen Verbindlichkeiten nachkommen könnte. In der Zwischenzeit habe ich meine Tabletten komplett abgesetzt. Ausgerechnet.

Doch halt, ich wollte doch auch meine Nachbarn zu Wort kommen lassen. Während meiner gedanklichen Reise in meine Wohnung und in die damalige Zeit ist eine Mail eingetrudelt: Mein Nachbar sei zeitlich sehr eingebunden. Unabhängig davon habe er dieses Thema abgeschlossen und möchte es dabei belassen. Ich bin in allem, was die Wohnung betrifft, auf meine Erinnerungen angewiesen. Ich mache mich also auf in die Südstadt, um sie aufzufrischen. Ich nehme meinen Regenschirm und den Mantel, atme tief durch und laufe über die Südbrücke.